



Thomas Hoeth, **Dem Himmel verfallen**. Ein Kepler-Roman. Silberburg-Verlag, Tübingen 2012. 448 Seiten, 14,90 Euro

Kinder der Nacht

Die Geschichte von Johannes Keplers Jugend

Von Holger Wetjen

Evas Gesicht ist mit Pusteln übersät. »Werde ich leben?«, fragt das Mädchen den Heiler Lucas Findeisen. Der gibt ihr eine Bibel: Sie soll blind eine Stelle aufschlagen. Dann liest sie vor: »Israels Heer war stark. Und da war nicht einer, der schwächelte.« Lucas schiebt eine Steinplatte unter die Seite, streut Eisenspäne aufs Blatt. Sie ordnen sich zu sauberen Kreisen: Das Mädchen hat den Willen zu leben. Lucas Findeisen ist nur eine der vielen farbigen Figuren, denen Johannes Kepler in seiner Kindheit begegnet. Seine Mutter Katharina hat viel mit dem Heiler zu tun, er sieht fast aus wie der Engel im Keplerschen Familienwappen. Katharina Kepler stellt Heilmittel aus Kräutern her, einige halten sie darum für eine Hexe.

Aber der junge Johannes soll vernünftig sein: soll nach Maulbronn und später ans Tübinger Stift, bei den Theologen Brenz und Heerbrand das lutherische Pfarramt lernen. Das ist nicht so einfach, denn seit Johannes 1577 über seiner Heimatstadt Leonberg den Kometeneinfall beobachtet hat, greift er nach den Sternen. Wie hat Gott die Welt aufgebaut? In Maulbronn stört es, wenn einer seinen eigenen Fragen nachgeht. Präzeptor Friedrich Mohnhaupt lehrt in der Astronomiestunde noch immer, dass die Erde das Zentrum der Welt sei, aus Angst vor dem Stuttgarter Konsistorium, einer Art lutherischer Inquisition.

Der junge Repetent Jakob Neuhäuser ist da schon mutiger: An einem gewittrigen Nachmittag geht er mit Johannes durch den Klosterwald, und sie kommen am »Faustturm« vorbei: Dort soll vor siebzig Jahren der Alchemist und Schwarzkünstler Johann Faust versucht haben, Gold herzustellen, im Dienst des Herzogs. Nach einer gewaltigen Explosion sei er plötzlich verschwunden.

Als Johannes noch in derselben Nacht wieder in den Wald zum Turm läuft, steht ausgerechnet der »orthodoxe« Präzeptor Mohnhaupt vor ihm: Der hat den Schlüssel zum Turm und führt Johannes hinauf. Oben finden sie Fausts Labor noch vollständig erhalten, Phiolen, Destillierkolben und eine Sternenkarte, denn Faust wusste bereits vom Planetensystem des Kopernikus, in dem die Sonne als Fixstern den Mittelpunkt bildet. – Johannes ist eingeweiht und erhält von Mohnhaupt den Turmschlüssel.

Tags darauf wird Mohnhaupt in der Schule vermisst. Man sucht das ganze Gelände ab. Am Nachmittag wird er im Wald gefunden: am Baum erhängt, am eigenen Gürtel. Räuber, heißt es. Das Stuttgarter Konsistorium kommt nach Maulbronn und leitet die Untersuchung ein ...

Thomas Hoeth gelingt es mit seinem Kepler-Roman so zu erzählen wie die mittelalterlichen Ependichter: Fakten und Fiktion fallen ineinander, Wahrnehmung und Illusion sind wieder zur ursprünglichen Einheit verschmolzen. In früherer Zeit, erzählt Lucas Findeisen, waren Phantasie und Wirklichkeit noch nicht getrennt. Kann man es dann dem Stuttgarter Konsistorium verübeln, wenn es am geozentrischen Weltbild festhält? Oder umgekehrt: Können wir überhaupt über das, was draußen ist, Gewissheit haben? Ist nicht am Ende Kopernikus' Wirklichkeit auch nur eine Phantasie? Soll Kepler für die »Wahrheit« eintreten oder eher für die Vielfalt der Lehrmeinungen?

Am Anfang hat der kleine Johannes Kepler Fieber und redet in Traumvisionen. Es ist Winter, am Fenster wachsen die Eisblumen. Die liebt Johannes, weil sie aussehen wie Sternschnuppen, am liebsten würde er sie aufsaugen. Er legt seine Zunge an die Scheibe und klebt fest. Aber nicht lange: sein Fieber hat ihm schon bald wieder die Zunge gelöst.

Der Roman erzählt unser aller Lebensgeschichte – so kommt es einem jedenfalls vor. Und dennoch hat sich Hoeth gründlich in der Philosophiegeschichte umgesehen. Er stellt aufs Neue die Frage, was eigentlich eine Metapher ist: Redeschmuck oder Sprache der Natur?

Es geht bei Hoeth wohl auch um Kopernikus. Aber noch mehr geht es um uns selbst. Um die Natur, die weit draußen im Weltraum und tief in uns selbst doch immer die eine bleibt. – Und eben da liegt das Problem beim Meinungsstreit. Die Magier der Vorreformation hatten dafür ein Rezept: den Traum, jenen Stoff, aus dem sich unsere Lebensgeschichten gestalten, aus dem unsere Weltdeutungen sind. Und die Sprache: jenes Element, das in unserem inneren Labor die Phantasie in Wirklichkeit überführt. Diese Sprache ist bei Hoeth immer sinnlich, sehr einfühlsam und manchmal derb. So derb, wie Wahrsager und Sterndeuter es sich leisten müssen. ■■■